

Chemie: Versuche und Erfolge : Auf der Suche nach dem "Stein der Weisen"

Autor(en): **M.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schatzkästlein : Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): - **(1970)**

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-987598>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

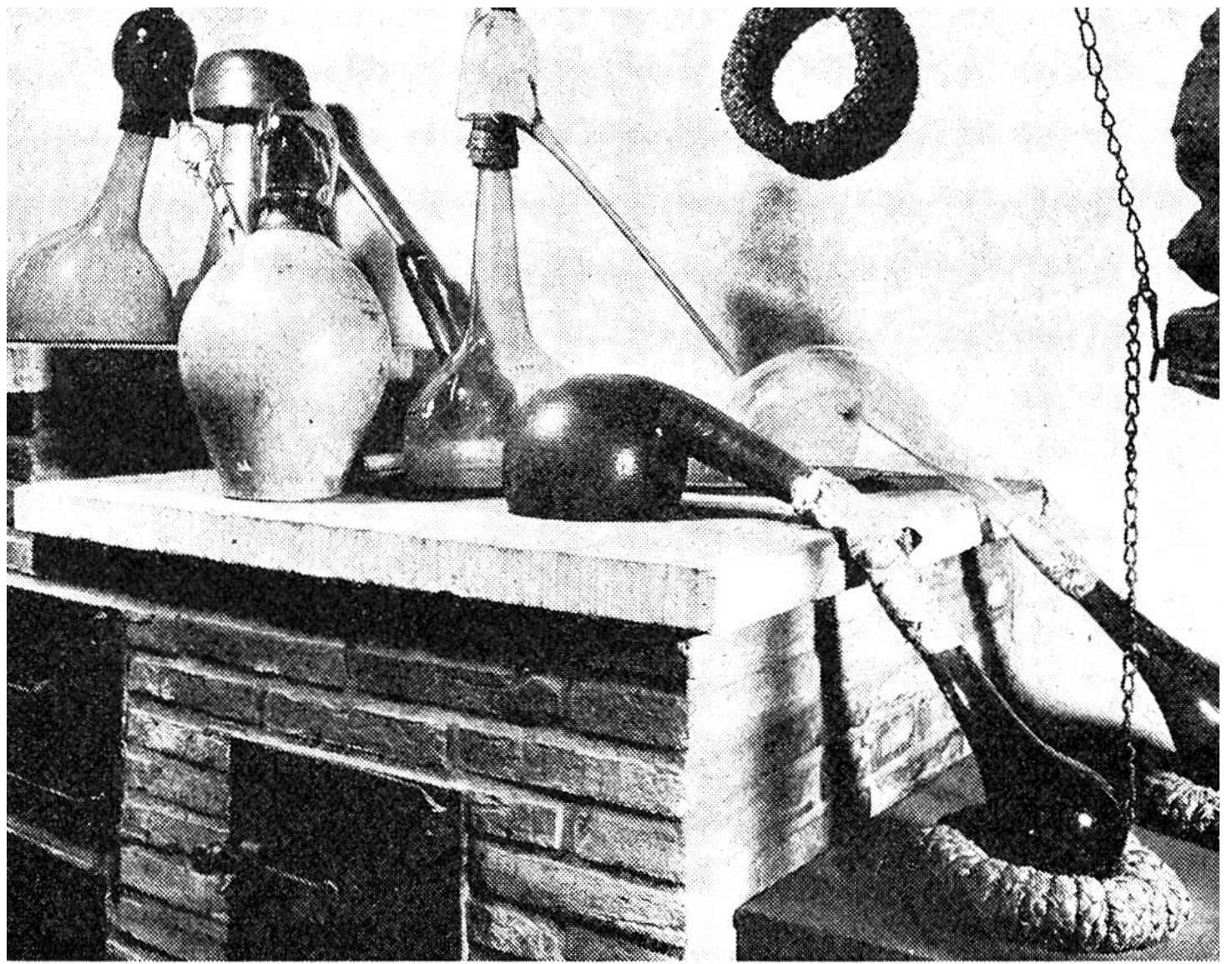
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Chemie: Versuche und Erfolge

Auf der Suche nach dem «Stein der Weisen»

Auf einem Tisch stehen Glasgefässe aller Grössen, seltsame Kugeln, Tiegel und Retorten; an der Wand hängen Geweihe, Knochen, Hörner und Felle; am Boden liegen Kräuter, Wurzeln und Steine. Hier wird etwas gekocht, zerrieben und gemischt; dort wird filtriert. Irgendwo hängt eine Waage, ein Blasebalg und eine stets tickende Uhr, auch ein Globus gehört zum Inventar des kleinen gewölbten Raumes. Überall sind aufgeschlagene vergilbte Bücher, geheimnisvolle Schriften und Zeichnungen zu sehen. Die ganze Kammer ist dunkel und erfüllt von unbestimmten Gerüchen, die eine eigene Welt kennzeichnen. Das ist der Eindruck beim Betreten einer Alchimistenküche, wie sie vor allem im Spätmittelalter an vielen Orten anzutreffen war. Was wollten denn die in einem solchen Raum tätigen, etwas wunderlichen und wortkargen Leute?

Sie suchten den «Stein der Weisen», mit dem sie glaubten, unedle Metalle in edle verwandeln zu können; sein Besitz verhies ewiges Leben. Es ging dabei vor allem um das edelste der Metalle, nämlich Gold. Schon bei den alten Kulturvölkern wurde danach gesucht. Viele gelehrte Männer aller Länder wurden Goldsucher, Alchimisten, und vertieften sich in diese sagenhafte Kunst. Immer wieder wurde jedoch die Geheimniskrämerei der Goldsucher bekämpft und abgelehnt. Eine Ursache der Alchi-



Kochen und Destillieren. Alchimistenküche im Pharmaziehistorischen Museum zu Basel.

mie liegt in der Anschauung, dass die vier Elemente – Feuer, Wasser, Erde und Luft – ineinander umwandelbar seien. Wenn man dies als feststehend betrachtet, so kann alles aus allem werden. So wuchsen die Bestrebungen, Metall zu verwandeln. Durch die Sucht der Goldmacherei entartete das Forschen, die königliche Kunst wurde zu einer phantastischen – schwarzen Kunst. Zauberei prägte sie. Mit dem Stein der Weisen und einem universalen Lösungsmittel sollte jede chemische Operation durchgeführt werden können. Als alchemistische Grundstoffe galten: Salz, Schwefel und Quecksilber.

Das Suchen des Wundermittels in den düsteren Räumen mit all den geheimnisvollen Gegenständen förderte aber gleichzeitig

die chemischen Kenntnisse. Nicht nur das Porzellan und der Alkohol, sondern auch die Entdeckung des Phosphors 1669 ist einem Alchimisten zu verdanken; Alchimisten verfeinerten zudem die chemische Arbeitstechnik. Den Höhepunkt, aber gleichfalls das Absterben der Alchimie brachte das 16. Jahrhundert. Damals wurde besonders durch den Schweizer Forscher und Arzt Paracelsus die Ansicht vertreten, nicht Gold sei das erstrebenswerte Ziel, sondern die Heilmittel. Zur gleichen Zeit traten Gaukler und Taschenspieler auf, die als alchimistische Betrüger vor den Augen gutgläubiger Fürsten Eisen in Gold verwandelten. Die enge Verknüpfung mit der Astrologie erleichterte den Missbrauch der Alchimie durch Abenteurer. Der Betrug kam meist bald aus, und mancher Alchimist musste eine Stadt nachts verlassen, um sich zu retten; an einem neuen Ort begann er jedoch seine Tätigkeit wieder. Bürger aus allen Schichten waren gläubige Opfer; sie schwiegen jedoch, da sie sich vor dem berechtigten Spott ihrer Mitbürger fürchteten. Konnte einer dieser Scharlatane entlarvt werden, erfolgte eine sehr strenge Bestrafung, meist eine Hinrichtung am Galgen; einmal wurde sogar ein vergoldeter Galgen benützt. – Der wohl bekannteste dieser Betrüger, der Scharlatan der Scharlatane, war Giuseppe Balsamo, der im 18. Jahrhundert auch unser Land unsicher machte. Immer wieder wurde er inhaftiert, fand aber stets Gönner, die ihn auslösten. In Spanien legte er sich einen Grafentitel und den Namen Cagliostro zu.

Trotz aller Aufklärung hat die Alchimie bis in die Gegenwart ihre Anziehungskraft behalten. Noch in unserem Jahrhundert wurden in Paris Vorlesungen darüber gehalten, und in Deutschland erschien noch 1930 eine alchimistische Zeitschrift. Das geheimnisvolle kostbare Gold lockt immer zu neuen Abenteuern.

M. F.

Was der Alchimist alles braucht: Kuhfuss, Knochen und Früchte.

